

HEYNE <

DAS BUCH

Helena steckt seit zwei Jahren in ihrer langweiligen Beziehung mit Rainer fest. Sie lebt in Berlin mit ihrer Landschildkröte Pirmin, die nicht nur Helenas guter Freund, sondern auch ihr Berater ist, denn sie benutzt Pirmin als Orakel, um all die kleineren und größeren Fragen ihres Lebens zu beantworten. Alles geht beschaulich seiner Wege, und Helena steckt in einer handfesten »Quarterlife-Crisis« fest. Bis Jeffrey kommt! Mit dem Halbamerikaner verbringt sie eine aufregende Nacht, doch er steigt am nächsten Morgen in den Flieger nach New York. Unmittelbar nach Jeffreys Abreise wird Helena unter ihrem PAX-Kleiderschrank begraben – eine (im wahrsten Sinne) erdrückende Situation, die einen Wendepunkt in ihrem Leben markiert – und sie beschließt, ihrem Alltag einen Ruck zu geben und reist in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, um Jeffrey zu finden. Mit im Gepäck jede Menge Respekt vor dieser riesengroßen Stadt, die leise Hoffnung, ihren Traummann bald wieder in die Arme schließen zu können, und natürlich Schildkröte Pirmin. Eine aufregende Suche beginnt, die sie schließlich in ein Restaurant nach China Town führt. Zum Nachtisch wird ihr dort ein Glückskeks serviert, der jedoch merkwürdigerweise gar keine kluge Lebensweisheit, sondern eine geheimnisvolle Adresse in New York enthält ...

DIE AUTORIN

Victoria-Louise Seifried wurde 1987 in Berlin geboren. Seit 2007 schreibt sie Gedichte und Kurzgeschichten, die sie auf Poetry Slams, Stand-up-Comedy-Bühnen und bei unterschiedlichen Kulturprojekten vorträgt. Sie hat Psychologie studiert und Psychologische Diagnostik an der Universität Potsdam unterrichtet. Am Street College, einem sozialen Projekt des Gangway e.V. in Berlin, ist sie außerdem als Lehrerin tätig und unterstützt Jugendliche beim Erlangen ihres Hauptschulabschlusses. *Liebe zum Nachtisch* ist ihr erster Roman.

Victoria Seifried

Liebe zum Nachtmisch

Roman



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream für Taschenbücher liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 09/2015
Copyright © 2015 by Victoria Seifried
Copyright © 2015 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design, München,
unter Verwendung von Sot/GettyImages
Gestaltung U2/U3 © Canicula, Bildnummer: 36498586
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-453-41822-6

www.heyne.de

Don't put the key to your happiness
in someone else's pocket.

Prolog

Status: Jo-Jo

Ist eigentlich jemandem schon mal aufgefallen, dass Mary Poppins ein ziemliches Arschloch ist? Säuft Rumpunsch, gibt keine verbindlichen Antworten, sondern trällert »Superkalifragilistikexpialigetisch«, und dann verpisst sie sich.

Darum nenne ich es das Mary-Poppins-Phänomen, wenn Männer vom einen auf den anderen Tag die Biege machen: »Tut mir leid, Baby, der Wind dreht sich, und ich muss weg.«

Frauen hingegen leiden eher unter dem Cinderella-Komplex. Wir wünschen uns einen Mann, der uns im ganzen Lande sucht, weil nur wir ihn glücklich machen können, und wenn er uns gefunden hat, bringt er uns auch noch Schuhe mit. Frauen wollen mit ein bisschen »Bibidi-Babidi-Boo« die Kutsche aus dem Kürbis gezaubert bekommen, ein rauschendes Hochzeitsfest feiern und glücklich bis an das Ende ihrer Tage leben. Walt Disney hat da ganz schön was angerichtet, indem er uns Frauen zauberhafte Flausen in den Kopf gesetzt hat, die für märchenhafte Erwartungen sorgen – die leider nur immer wieder enttäuscht werden.

Ich schalte den Fernseher an, um mich, wie so oft, von der Frage abzulenken, was ich eigentlich von den Männern im Allgemeinen und meinem Freund Rainer im Besonderen noch will. Gott sei Dank ist »Galileo« gleich vorbei und das Finale von »The Voice of Germany« beginnt, das wird mich bestimmt auf andere Gedanken bringen. Doch schon nach den ersten Minuten der Show beginnt mein Kopfkarrussell sich weiterzudrehen. Ach, dieser Tag ist mal wieder so typisch Helena: Morgens bin ich noch quietschfidel aus dem Bett gehopst, und jetzt – zehn Stunden später – bin ich wegen dieser ergebnislosen Warterei auf den herbeigesehten Anruf in so grübelnde Stimmung geraten, dass meine Laune in den Keller gesunken ist. Das passiert mir andauernd. Ich führe keinen Jo-Jo-Gewichtskampf, ich führe ein ganzes Jo-Jo-Leben! Bin ich an einem Tag eine selbstbewusste, lebenslustige Frau, benehme ich mich wahrscheinlich noch in derselben Nacht wie eine beleidigte Heulsuse. Bin ich gerade glücklich und zufrieden, kann ich innerhalb von Sekunden irgendein Problem finden, das es sich dann in meinem Kopf gemütlich macht und mir die Laune wieder verdirbt. Esse ich etwas Scharfes, brauche ich danach was Süßes. Entweder ich habe Hunger, oder mir ist schlecht. Ist mir gerade noch eiskalt, überkommt mich im nächsten Moment garantiert eine Hitzewelle, und wenn ich gerade aufgeräumt, Staub gesaugt und meinen Kleiderschrank sortiert habe, liegt spätestens binnen vierundzwanzig Stunden wieder alles in Trümmern.

Würde ich mit meinem Wechselhaftigkeitsproblem zu einer Selbsthilfegruppe gehen, müsste ich mich in etwa so vorstellen: »Hallo, ich bin Helena Carras, sechsundzwanzig Jahre alt, Vollzeitstudentin, und ich weiß nicht, was ich will!«

Dann würde ich wahlweise von meinem nicht anrufenden Freund Rainer erzählen, oder von meinem Zahnmedizinstudium, das ich dauernd an den Nagel hängen will, was ich dann doch nie tue, oder von meinem fatalen Umgang mit Geld: Kaum ist es da, ist es quasi schon wieder weg. Wohin? Das weiß ich auch nicht so genau. Ich würde wegen meiner Zwiespältigkeit natürlich nie eine Selbsthilfegruppe aufsuchen, weil ich mindestens genauso oft der Meinung bin, vollkommen normal wie hochgradig gestört zu sein. Ich bin ja schon dreigeteilt auf die Welt gekommen: Ich bin in Berlin geboren, mein Vater, dem ich meinen ungewöhnlichen Nachnamen verdanke, ist Grieche, und meine Mutter kommt, genau wie meine Oma Hedda, aus Görlitz. Ich habe also das Temperament, die Haare und die Nase eines Griechen, die rundlichen Proportionen einer sächsischen Bäuerin und den gewöhnungsbedürftigen Humor einer Berlinerin. Nein, als wohlgeordnet könnte man mich wirklich nicht bezeichnen. Ob Rainer mich deswegen nicht anruft?

Seit zwei Jahren sind wir nun schon zusammen, und jetzt habe ich ihn seit einer Woche weder gesehen noch gesprochen. Dreimal habe ich ihn in dieser Zeit angerufen, aber er ist nicht ans Telefon gegangen, und zurückgerufen hat er mich auch nicht. Wäre ich so mutig wie Friederike, meine beste Freundin, würde ich wahrscheinlich einfach vor seiner Tür stehen und ihn zur Rede stellen. Aber ich denke mir: Rainer sieht doch, dass ich versucht habe ihn zu erreichen! Warum sollte ich mich jetzt zum Löffel machen, indem ich ihm hinterhertelefoniere oder sogar zu ihm fahre? Außerdem weiß ich inzwischen schon, wie das bei Rainer läuft. Wenn er, so wie jetzt, Besuch von seiner

Zwillingschwester hat, die eigentlich irgendwo in Brandenburg wohnt, bin ich für diese Zeit eben abgeschrieben. Die Verbindung zwischen einem Mann und seiner Zwillingschwester ist einfach fatal. Zumindest, wenn eine Frau an der Seite dieses Mannes die Familienidylle stört. Rainer und seine Schwester gemeinsam zu ertragen ist für mich in etwa so schlimm, wie zu Schulzeiten zur Teilnahme an den Bundesjugendspielen gezwungen zu werden. Neulich sind die beiden sogar im Partnerlook zusammen shoppen gegangen. Im Partnerlook! Warum steht in den meisten Beziehungen eigentlich die Schwiegermutter-Problematik im Vordergrund, obwohl die Schwester des Partners viel unterschwelliger, und damit hinterhältiger, um Zuneigung und Bevorzugung konkurriert? Ganz zu schweigen von einer Zwillingschwester, die zusätzlich den Bonus ausspielen kann, meinen Freund nicht nur sein ganzes Leben lang zu kennen, sondern auch den Mutterleib mit ihm geteilt zu haben. Was kann ich da noch entgegensetzen? Dass ich mit ihm in Waren an der Müritz war?

Rainers Schwester nervt mich einfach tierisch. Selbst wenn sie nicht zu Besuch ist, ruft sie Rainer fast jeden Abend zu Hause an, obwohl sie weiß, dass er seine Abende mit mir verbringt. Wenn Rainer Urlaub hat, schlägt sie außerdem gerne Aktivitäten vor, von denen sie weiß, dass ich sie niemals mitmachen würde. Letztes Mal überzeugte sie ihn doch glatt, eine zweiwöchige Fahrradtour durchs Ruhrgebiet zu machen. Obwohl ich mich genau daran erinnere, in ihrer Gegenwart Fahrradtouren einmal mit dem Leidensweg Christi verglichen zu haben. Anders ausgedrückt: Wäre meine zukünftige Schwägerin eine Fernsehsendung, wäre sie das Dschungelcamp. Wäre sie ein Ge-

tränk, wäre sie Jägermeister, und wäre sie ein Gemüse, dann sicherlich eine Brechbohne.

Ich frage mich, was die beiden wohl gerade machen. Wahrscheinlich sitzen sie in Partner-Schlafanzügen auf Rainers Bett, gucken Heimatfilme und schlürfen Fanta aus demselben Strohalm. Und was mache ich jetzt? Eine quasi verlassene Frau an einem einsamen Abend wie diesem?

Meine Oma Hedda würde sich über meine Tatenlosigkeit bestimmt furchtbar aufregen. Schließlich hält sie mir sowieso schon dauernd Vorträge über meine mangelnde Entschlusskraft und erzählt mir jedes Mal, wenn ich sie sehe, wie sie damals ihre Sachen gepackt hat und alleine in den Westen geflüchtet ist. Hedda heißt mit Nachnamen Engel, aber wegen ihrer nachdrücklichen Belehrungen und aufbrausenden Art müsste sie eigentlich »Kampfwerg« heißen. Sie ist ziemlich klein, trägt immer mindestens zwei Hornbrillen auf der Nase, um ihre nacktmullgleiche Sehfähigkeit zu kompensieren, und ihr Kopf ist meistens so rot wie eine reife Tomate. Um ihre übermäßige Erregung unter Kontrolle zu bekommen, nimmt sie seit etwa fünfzig Jahren Betablocker, und wenn sie wüsste, dass ich wegen eines Mannes so handlungsunfähig und antriebslos zu Hause rumhänge, müsste sie vor Wut garantiert gleich eine Extradosis einschmeißen. Aber was soll ich bloß machen, um mich besser zu fühlen?

Nach anfänglichen Anfällen von Selbstmitleid und Unverständnis wegen der Schwester-Freund-Problematik, tue ich schließlich das, was jede normale Frau in meiner Lage tun sollte, um ihr Selbstbewusstsein aufzubessern: Ich verkleide mich so, wie ich gerne wäre. Dazu setze ich mir zunächst meine Nerdbrille auf, deren Gläser zwar über-

haupt keine Stärke haben, die mir aber das Gefühl verleiht, trendy und intelligent zu sein. Ich finde, Frauen mit Brille strahlen nämlich eine gewisse Distanziertheit, eine sympathische Ich-weiß-ich-bin-super-und-schäme-mich-nicht-meiner-körperlichen-Schwächen-Mentalität aus. Dann nehme ich einen weißen Blazer aus dem Schrank, ziehe ihn über und knöpfe ihn zu, um mein Lisa-Simpson-T-Shirt zu verdecken, und tausche meine Jogginghose gegen eine dunkle High-Waist-Jeans. Zur Krönung schnappe ich mir meinen beige Hut, der eine breite Krempe hat und so aussieht, als würde er nur von Frauen getragen werden, die sich Pferderennen ansehen oder in der Raffaello-Werbung mitspielen. Und um mein neues Lebensgefühl wirklich perfekt zu machen, hole ich mir aus der Küche noch ein Glas Weißweinschorle und schalte von ProSieben auf Arte um. Meine Schildkröte Pirmin guckt mich so ungläubig durch die Scheibe ihres Terrariums an, als hätte ich nicht mehr alle Tassen im Schrank.

Ich habe mir mein niedliches Panzertier vor fünf Jahren, kurz vor meinem Einzug in meine erste eigene Wohnung, gekauft. Als ich Pirmin das erste Mal sah, befand er sich in einem kleinen Außengehege bei Pflanzen-Kölle, und ich habe mich sofort in ihn verliebt. Er strahlt solche Weisheit und Ruhe aus, außerdem ist er wahnsinnig süß. Besonders putzig sind seine winzigen Nasenlöcher, die aussehen wie eine Steckdose für Däumlinge. Pirmin ist männlich und frisst gerne Bananen. Er hat ein großes Terrarium mit einer Heizmatte, einer Wärmelampe und einer Badeschüssel. Ich erzähle ihm mindestens einmal am Tag, was mich gerade bewegt, und er quittiert das mit herzhaftem Gähnen, vielsagendem Zwinkern oder gleichgültigem

In-die-Gegend-Gucken. Je nachdem, ob ihn mein inneres Chaos gerade interessiert oder nicht. *Ziemlich wählerisch für jemanden, dem ein Tomatenrest an der Schnute klebt*, denke ich, gehe zu ihm rüber, hebe den kleinen Kerl aus seinem Terrarium und setze mich gemeinsam mit ihm auf die Couch. Pirmin scheint mit dem Ortswechsel zufrieden zu sein, denn er beginnt das neue Terrain zu erkunden und versucht die Sofalehne hochzuklettern. Mittlerweile kann ich die Körpersprache meines Haustiers ziemlich gut deuten. Bewegung lässt im Allgemeinen auf Freude schließen, wenn Pirmin die Augen zumacht, ist er zufrieden, und während Lamas Menschen anspucken, die ihnen auf die Nerven gehen, hat Pirmin seine ganz eigene Art, seine Abneigung zu zeigen: Er präsentiert sein Hinterteil. Das erste Mal ist mir das aufgefallen, als mein Vermieter bei der Wohnungsübergabe das Halten einer Schildkröte bemängelte. Ich hatte Pirmin gleich zum Termin mitgenommen, um ihm unser neues Heim zu zeigen und als der Hauseigentümer sagte: »Stinken Schildkrötengehege nicht furchtbar?«, hat Pirmin sofort in seinem Transport-Schuhkarton eine Kehrtwendung gemacht und ihm seinen Schildkrötenpo gezeigt. Das zweite Mal war es der Fall, als der Mann von der GEZ vor meiner Wohnungstür aufgekreuzt ist und etwas von Rundfunkgebühren erzählt hat. Pirmin lief gerade frei in der Wohnung rum, erblickte den unsympathischen Typen und *schwupp!* drehte er sich einmal um die eigene Achse. Und wenn mein Freund Rainer mich zu Hause besucht, bewegt Pirmin sich quasi gar nicht mehr aus dieser Position weg. Kein freudiges Kopfstrecken, das er bei Friederike oder Oma Hedda an den Tag legt, kein aufgeregtes Drauf-los-Krabbeln, wie bei mir. Pirmin hat

eine ganz klare Meinung, was Rainer angeht: Er kann ihn nicht leiden.

Dennoch beuge ich meinen Kopf nun zu Pirmin hinunter und sage: »Hey, kleiner Mann. Kannst du mir vielleicht verraten, ob Rainer mich heute endlich zurückruft?«

Ich benutze meine Schildkröte gern als Orakel für die kleineren und größeren Fragen meines Lebens. Seine Antworten sind folgendermaßen kodiert: jedwede Bewegung bedeutet »Nein«, still verharren bedeutet »Ja«. Ich habe diese Deutungstheorie gemeinsam mit Friederike entwickelt, und ich muss zugeben, dass Pirmin mein Leben schon ein paarmal in die richtige Richtung gelenkt hat. Die Schildkröte läuft, so schnell sie auf dem weichen Sofa eben kann, auf mich zu und guckt an meinem Oberschenkel hoch, als wäre er der Mount Everest. *Also ruft er nicht an*, denke ich enttäuscht. Ich lasse mich aber nicht von meinem Vorhaben abbringen, diesem Abend doch noch etwas Positives abzugewinnen, und versuche, mich wie eine stolze, kulturinteressierte Frau zu fühlen. Immerhin gucke ich jetzt Arte und trage einen Hut. Ich muss allerdings gestehen, dass ich tief in meinem Herzen den Wunsch hege, dass vielleicht doch einfach ein Brief aus Hogwarts kommt, der mich von all meinen Problemen erlöst und mich auf der Schule für Hexerei und Zauberei willkommen heißt. Aber leider bin ich ja schon zu alt dafür. Ob es in Hogwarts so etwas wie den zweiten Bildungsweg gibt? Mannomann, man könnte glatt annehmen, ich leide unter Realitätsverlust. Doch das Gegenteil ist der Fall. Ich betrachte die Dinge häufig viel zu realistisch, vor allem die negativen Seiten meines Freundes. Aber er hat auch so verdammt viele. Manchmal frage ich mich selbst, wie ich zu so einem ignoranten Freund wie Rai-

ner gekommen bin. Wenn ich neuen Bekanntschaften von dem Beginn meiner Beziehung erzähle, höre ich mich an, als würde ich von den Anfängen einer exzessiven Drogensucht berichten. Ich sage dann: »Ich bin da plötzlich reingekommen«, oder: »Es ging alles viel schneller, als ich dachte, und auf einmal war ich mittendrin«. Als ich Rainer vor ziemlich exakt zwei Jahren über einen Kumpel meines besten Freundes Paul kennengelernt habe, fand ich ihn nämlich erst mal etwas merkwürdig. Gut, ich gebe zu, dass er gut aussieht. Rainer hat dunkle Haare, braune Augen, ist größer als ich und hat markante Gesichtszüge. Aber, was mich schon bei unserer ersten Begegnung abschreckte, war seine penetrante Art zu lachen. Wenn Rainer lacht, hört er sich an wie ein kastrierter Hahn mit Angina. Er gackert mit hoher Stimme, und gegen Ende eines Lachanfalls krächzt er nur noch Kehllaute. Mittlerweile fällt mir das gar nicht mehr auf, aber als ich ihn kennenlernte, habe ich mich ernsthaft gefragt, ob ich es auf Dauer mit ihm aushalten würde. Andererseits ist Rainer sehr zielstrebig, und das macht ihn attraktiv. Nichts ist doch schlimmer als ein Mann, der ständig über seinen Job meckert, aber nichts ändert. Unter diesem Problem leide ich schließlich selbst schon genug. Rainer hingegen ist ein Macher, er arbeitet für ein großes Pharmaunternehmen und ist, seitdem ich ihn kenne, schon zweimal befördert worden. Ich mache mir zwar nicht sonderlich viel aus irgendwelchen Karriereleitern, aber im Gegensatz zu meinen Ex-Freunden, die entweder am liebsten zu Hause saßen und kiffen oder unzufrieden im zehnten Semester auf Lehramt studierten – oder beides –, war Rainer eine willkommene Abwechslung. Als ich ihn das erste Mal traf, wusste ich aber von alledem noch nichts. Die erste Information, die

ich von ihm bekam, war sein Name. Und mein erster Gedanke dazu war: *Alle stehen bis zum Hals in der Scheiße, außer Rainer, der ist kleiner.*

Eine Assoziation, die sich zunächst recht negativ auf seine sexuelle Attraktivität mir gegenüber auswirkte. Aber mir schmeichelte es, dass er sich mächtig ins Zeug legte, mich für sich zu gewinnen. Rainer bekochte mich, meldete sich täglich und guckte mit mir romantische Komödien im Kino, obwohl ich wusste, dass er lieber den neuesten Bruce-Willis-Film gesehen hätte. So wurden wir schließlich ein Paar. Glückliche vereint sozusagen. Aber eigentlich hat Rainer schon nach einigen Monaten mit seinen liebevollen Gesten aufgehört, und ich habe irgendwie den Zeitpunkt verpasst, ihm den Laufpass zu geben. Ich bin auch nicht so der Typ fürs Laufpass-Geben. Ehrlich gesagt, habe ich noch nie mit jemandem Schluss gemacht, denn ich bin nicht gerne alleine und traue mich nicht ohne bessere Option die schlechtere zu verlassen. Deshalb bin ich seit meinem fünfzehnten Lebensjahr immer von einer Beziehung in die nächste geschlittert, nur waren die eben alle nicht so doll. Friederike sagt immer, bei mir geht's »von einem Arschloch ins nächste«, und deshalb denke ich mir: Wenn ein potentieller neuer Freund im Grunde genommen genauso blöde ist, wie der alte, dann kann ich doch auch gleich bei Rainer bleiben. Bis er vielleicht irgendwann mit mir Schluss macht und ich mir den nächsten Wolf im Schafspelz suche. Im Prinzip schwanke ich also seit nunmehr zwei Jahren zwischen alltäglicher Beziehungsroutine und mental durchgesprochenen Trennungsversuchen. Ab und an starte ich dann verzweifelte Beziehungswiederbelebungsversuche durch erotische Dessous, die ich wagemutig mit Beratung

von Friederike bei dildoking.de bestelle. Aber die Idee, mit Reizunterwäsche und Sexspielzeug meine Beziehung wieder in Schwung zu bringen, war bisher nur mäßig erfolgreich, im Durchschnitt ungefähr einen halben Abend lang. Dann haben wir uns entweder dermaßen gestritten, dass von romantischer Stimmung keine Rede mehr sein konnte, oder wir sahen gemeinsam fern, und die feurige Erotik verpuffte schneller als der erregende Effekt eines Klitorisstimulators ohne Batterien.

Dabei sollte man doch mit sechsundzwanzig Jahren ein Höchstmaß an sexueller Energie und partnerschaftlicher Leidenschaft erleben. Stattdessen ruft Rainer nun noch nicht mal mehr an! Ich starre auf mein Handy, das vor mir auf dem Couchtisch liegt. Es will einfach nicht klingeln. Ich fange an zu verzweifeln. Wenn ich eines Tages in den Spiegel sehe und die ersten Marionettenfalten entdecke, ist die Partnersuche gelaufen, dann kann ich es vergessen, noch einen Mann zu finden, der eventuell besser ist als Rainer. Ich meine, natürlich wünsch ich mir einen Freund, der sich mehr um mich bemüht! Aber wo ist der? Hätte ich damals, als ich im Vorschulalter nichts ahnend »Mutter, Vater, Kind« gespielt habe, gewusst, dass die bittere Wahrheit zwanzig Jahre später »Tiefkühlpizza, Masturbation und Wochenendalkoholismus« heißt, ich wäre vom Klettergerüst gesprungen. Eigentlich war ich doch bisher diejenige, die schon mit vierzehn Jahren von Familie und Kindern geschwärmt hat, und irgendwann bin ich fünfzig und sitze immer noch in der Uni.

Zugegeben, ich bin nicht fünfzig, und es handelt sich um mein Zweitstudium. Nach dem Abitur habe ich mich kurzerhand dazu entschlossen, Philosophie zu studieren,

allerdings nur um drei Jahre später festzustellen, dass ein abgeschlossener Bachelor in Philosophie in die gleiche Kategorie wie das menschliche Steißbein fällt. Schön zu haben, aber vollkommen nutzlos. Es ist ja nicht so, dass ich mich nicht für irgendwelche Stellen beworben hätte, ich versuchte es bei Zeitungen, Museen, Buchhandlungen und sogar als Ethiklehrerin, aber wenn du jung bist und eine Hochschulausbildung hast, ist es ja fast wahrscheinlicher, durch das Gewinnen einer Castingshow einen Job zu kriegen als durch erfolgreiche Vermittlung beim Arbeitsamt. Statt tatenlos zu Hause rumzusitzen, habe ich mich dann dafür entschieden, dem Bitten und Betteln meines Vaters nachzugeben und in seine nicht vorhandenen Fußstapfen zu treten und Zahnmedizin zu studieren. Nun quäle ich mich mit oraler Strukturbiologie und mikroskopischer Anatomie rum. Mein Vater ist Gebäudetechnikplaner und hatte nie die Möglichkeit zu studieren, weil sein griechischer Abschluss in Deutschland nicht anerkannt wurde. Er hätte das Abitur in Berlin wiederholen müssen, aber kurz nachdem er damit begann, wurde meine Mutter mit mir schwanger, und er musste möglichst schnell damit beginnen, Geld zu verdienen, und wurde in der Gebäudetechnikfirma eines Bekannten, weit weg von seinem Traumberuf Zahnarzt, ausgebildet und eingestellt. In gewisser Weise bin ich also daran schuld, dass mein Vater jetzt den Einbau von Heizungen plant und nicht den von Zahnprothesen, und mangels einer besseren Idee, was ich mit meinem Leben anfangen soll, mache ich nun wenigstens meinen Vater glücklich. Ehrlich gesagt, weiß ich aber nicht, ob ich den Mist bis zum Ende durchhalte. Die medizinische Theorie kann zwar ganz interessant sein, aber alten Omas dann in ihrem Zahn-

zwischenraum-Karies rumzupopeln war eigentlich nie mein Wunsch. Ich bin auch nicht besonders gut in der Feinarbeit am menschlichen Körper. Im Präparationskurs im zweiten Semester habe ich einmal bei der Freilegung des inneren Flügelmuskels des Kiefers die Ersatzklinge meines Skalpells im Rachen einer Übungsleiche versenkt. Sämtliche Kommilitonen wollten mir helfen, das Ding wieder hervorzufummeln, aber die Klinge saß zu tief. Die Sache löste schließlich einen solchen Tumult aus, dass der Professor Teile des Kieferknochens entfernen musste, um an mein verschollenes Schneidewerkzeug ranzukommen.

Das Zahnmedizinstudium hat aber auch positive Seiten. Die soziale Anerkennung, die einem entgegengebracht wird, ist beispielsweise ein angenehmer Nebeneffekt, denn als angehende Medizinerin wird man für kompetent, intelligent und fleißig gehalten. Wenn ich mich jetzt allerdings anschau, könnte ich ein ganz anderes Bild vermitteln: Verkleidete Frau mit beginnender Quarterlife Crisis sitzt einsam auf der Couch und befragt ihre Schildkröte nach Lösungen. Doch ist es wirklich das, was ich verdiene? Nicht angerufen zu werden? Sitzen gelassen zu werden wegen einer Schwester? Von einem Rainer? Oder spielt mir meine Wahrnehmung mal wieder einen Streich, und ich fühle mich zu Unrecht vernachlässigt? Bin ich überhaupt jemals zufrieden? Ich kann nämlich kaum eine Phase in meinem Leben beschreiben, in der ich mich von meinem Partner ausreichend geschätzt und geliebt gefühlt habe. Egal welche Situation. Egal welcher Partner. Das liegt daran, dass ich nie genug Aufmerksamkeit in Form von Komplimenten, leidenschaftlichen Nachrichten und Vorschlägen für gemeinsame Unternehmungen bekommen kann.

»Du willst einen Mann, der dauernd Karten schreibt!«, hatte mein zweiter Freund Joshua bei unserem Trennungsgespräch zu mir gesagt.

»Stimmt gar nicht!«, hatte ich mich einfallsreich verteidigt.

Im Grunde genommen wusste ich aber, dass er recht hat. Eigentlich will ich einen Mann, der mich überrascht, der mir mindestens einmal im Monat bei Fleurop einen Strauß Rosen bestellt und am Wochenende spontan mit einer Flasche Rotwein vor meiner Tür steht. Wichtig sind natürlich auch geschmackvolle Geburtstagsgeschenke. Wobei mein letzter Geburtstag dahingehend eine mittelmäßige Katastrophe war. Rainer hat mir eine potthässliche Brosche geschenkt. Mein Blick fällt auf meinen Schmuckkasten, der auf dem Frisiertisch steht. Eigentlich handelt es sich eher um einen kleinen Eimer, in den ich alle Ohrringe, Ketten und Armbänder geworfen habe, die sich über die Zeit angesammelt haben und die ich nie trage. Die Brosche des Grauens ist tief darin verborgen. Ich stehe auf, um noch mal einen Blick auf dieses potthässliche Ding zu werfen. Beim Kramen im Schmuckeimer pikiert mich das Teil auch noch in den Finger, und ich bin kurz davor, es im Klo runterzuspülen, entscheide mich dann aber doch dagegen, denn diese Brosche ist ein Mahnmal. Sie erinnert mich an Rainers Mangelhaftigkeit im Allgemeinen und sein fehlendes Einfühlungsvermögen im Besonderen. Sie gibt mir zu denken, ob ich tatsächlich eine Beziehung mit dem richtigen Mann führe. Wie kommt er nur darauf, dass mir dieses metallene Gebilde in Form eines Schmetterlings gefallen könnte? Natürlich habe ich diese Frage an besagtem Geburtstag offen diskutiert und meiner Enttäuschung Luft

gemacht. Frauen mit Broschen sehen doch aus wie naturverbundene Heilpraktikerinnen, die selbst gestrickte Pulswärmer tragen und sich jeden Abend vor dem Einschlafen noch zwei in heißem Wasser aufgelöste Ferrum phosphoricum hinter die Binde kippen. Wenn ich es mir recht überlege, würde das Ding aber auch ganz gut zu meiner derzeitigen Verkleidung passen. Ich stecke mir die Brosche an die linke Brusttasche meines Blazers und setze mich mit übereinandergeschlagenen Beinen zurück auf die Couch. Ich fühle mich sofort dreißig Jahre älter. Ein komisches Gefühl. Als hätte ich schlagartig die Wechseljahre hinter mir und keine Periode mehr. Ich hatte damals schon recht, als ich Rainer wegen dieses Geschenks Paroli geboten habe.

»Aber du hast doch gesagt, du willst Schmuck haben!«, rief er wütend.

»SCHMUCK! Keine antike Brustnadel aus dem ersten Weltkrieg!«

Mann, war ich sauer.

Aber jetzt habe ich wirklich keine Lust mehr, mich in Gedanken über Rainers Geburtstagsgeschenke aufzuregen und diese sterbenslangweilige Arte-Dokumentation über ostasiatische Raubvögel zu gucken. Vielleicht kann sich der Herr Dahlewitz auch mal nach meinem Wohlbefinden erkundigen, nachdem seit einer Woche Funkstille herrscht?

Ich sehe zu Pirmin auf seinem Couchplatz neben mir rüber, der die Dokumentation auf Arte, im Gegensatz zu mir, ziemlich spannend zu finden scheint. Er guckt sich mit seinen kleinen schwarzen Schildkrötenaugen, die nicht größer sind als ein Stecknadelkopf, aufmerksam die großen Raubvögel auf dem Bildschirm an.

»Ach Pirmin, was soll ich nur tun?«, frage ich ihn ver-

zweifelt. Ich drehe noch durch, wenn ich weiter hier rum-sitze und grübele. Herrgott, es ist erst Viertel vor neun! In letzter Zeit gehe ich früher ins Bett als Oma Hedda!

»Soll ich den ganzen Abend lang zu Hause bleiben?«, frage ich konkreter.

Ich habe mal irgendwo gehört, dass man Fragen an Pendel, Tarotkarten oder Kristallkugeln ganz klar formulieren muss. Ich nehme an, das gilt auch für Schildkrötenorakel.

Pirmin hält einen Moment lang inne. Verdammt. Das ist nicht die Antwort, die ich mir erhofft habe. Gerade will ich mich zurücklehnen, um mein einsames Schicksal anzunehmen, doch dann bewegt er sich ganz leicht, fast unmerklich, aber doch so, dass ich es ganz eindeutig sehe: Pirmin blinzelt.

Und das ist mein Zeichen, mir ein vorzeigbares Make-Up zu verpassen, mein neues Blümchenkleid anzuziehen, den Fernseher auszuschalten und die Warterei auf der Couch zu beenden.

Zeit für Plan B!



Plan B

»*Bonsoir, madame!*«

Friederikes Stimme quietscht fröhlich durch den Hörer. Was ist denn mit der los? Ich finde es irgendwie ungerecht, wenn andere Menschen glücklich sind und ich nicht. Aber vielleicht schaffe ich es ja, das jetzt zu ändern. Plan B besteht nämlich darin, schnellstmöglich rauszugehen und irgendwas zu unternehmen. Ich gebe zu, dass das noch kein ausgereiftes Abendprogramm ist, aber vielleicht ist Friederike unterwegs, und ich kann mich ihr anschließen.

»Hey, ich bin's. Du hörst dich ja so happy an. Wo bist du?«, frage ich.

»Ich bin auf dem Klo«, sagt Friederike.

»Okay, soll ich dich später noch mal anrufen?«

»Nein, ich bin nicht auf dem Klo, sondern im Klo«, antwortet sie und lacht.

»Spinnst du?«

Sie lacht erneut. Jetzt höre ich ihrer Stimme einen erhöhten Alkoholpegel an. Deshalb also die gute Laune. Dafür, dass sie sich angeblich auf der Toilette befindet, ist es aber ganz schön laut im Hintergrund. Und warum säuft sie eigentlich auf dem Lokus?

»Das ist eine Bar, Mann! Die heißt KLO. Erzähl mir jetzt nicht, dass du immer noch auf Rainers Anruf wartest. Los, zieh deine Schuhe an und komm her!«

»Das will ich ja. Aber wo ist denn dieses beschissene KLO?«, frage ich gereizt.

Es folgt ein Knistern und Nuscheln. Im Gespräch mit Betrunkenen hat man es nicht immer leicht, Informationen zu bekommen. Man kriegt sie meistens erst, wenn man akzeptiert, dass das Gegenüber vorübergehend nicht mehr alle Latten am Zaun hat, und man mit ihm spricht, als wäre es aus der Geschlossenen geflohen.

Friederike ist inzwischen einunddreißig und damit, neben Rainer und meinen Verwandten, die älteste Person, mit der ich regelmäßig zu tun habe. Sie ist wie eine große Schwester für mich, die versucht, mich aus jedem Stimmungstief zu holen. Wenn sie betrunken ist, kann sie jedoch ganz schön anstrengend sein.

»Hallo? Friederike? Reiß dich mal bitte zehn Sekunden lang zusammen, und sag mir, wo du bist. Ich hab keine Lust, noch mal im Internet zu gucken, wo diese Bar ist«, sage ich erneut und versuche dabei, wie die maskuline Oberschwester Karla zu klingen, die ich während meines Krankenhauspraktikums in der Oralchirurgie kennengelernt habe. Wir haben sie hinter ihrem Rücken immer nur Karl genannt. Karl hatte Oberarme wie Arnold Schwarzenegger und eine Stimme wie ein tätowierter Bauarbeiter. Ich beneide sie noch heute um ihre Durchsetzungskraft und versuche gerne, sie in Situationen wie dieser zu imitieren.

Mit Erfolg, denn Friederike antwortet schließlich: »Das ist direkt am Olivaer Platz. Kommst du jetzt endlich her?«

»Bin in einer Stunde da.«

Vierzig Minuten später bin ich fertig gestylt. Gerade habe ich eine SMS bekommen, dass mein Taxi in zehn Minuten vor der Haustür steht. Das klappt ja wie am Schnürchen! Bis dahin versuche ich, mich noch einmal wohlwollend in meinem riesigen Spiegel, der im Flur steht, zu betrachten. Ich habe gehört, so etwas ist gut für das Selbstbewusstsein. Ich sehe eine eins fünfundsechzig große Frau mit braunen Augen und schwarzen Locken. So weit, so gut. Dann fällt mein Blick auf meine Kleopatra-Nase. Meine Nase ist ein Körperteil, mit dem ich erst mal Frieden schließen musste. Dass die Nase sich mitten im Gesicht befindet, hat die Sache nicht einfacher gemacht. Ich kann Frauen, die sich dauernd über ihr schlechtes Bindegewebe beschweren, deshalb nicht annähernd verstehen, denn immerhin tragen die das nicht für jeden sichtbar zwischen Augen und Mund spazieren. Würde auch ziemlich komisch aussehen. Meine Nase ist jedoch nicht nur groß, zu allem Übel hat sie auch noch auf halber Höhe eine leichte Krümmung. Tja, das hat man dann von seinen griechischen Wurzeln väterlicherseits. Statt südländischer Anmut habe ich natürlich den genutierten Rümpfer abgekliegt! Aber ich hab mich inzwischen damit abgefunden und mir eingeredet, dass dieses auffällige Merkmal meinem Gesicht total viel Charakter verleiht. Mittlerweile glaub ich das sogar.

Ich sehe auf meine Garfield-Uhr, die über der Garderobe hängt, und stelle fest, dass ich immer noch fünf Minuten Zeit habe, bis das Taxi kommt. Also drehe ich mich zur Seite und betrachte meinen Po. Bis vor drei Jahren hätte mich dieser Anblick verzweifeln lassen, aber seitdem Tante Sibylle, die Schwester meiner Mutter, gestorben ist, hat sich mein Blick auf meine Figur komplett geändert. Durch den

Tod meiner Tante habe ich plötzlich gemerkt, wie schön es ist, überhaupt einen Körper *zu haben*. Und dann auch noch ein funktionierendes Exemplar, das seinen Job wirklich ganz fabelhaft macht. Warum soll man ständig an seiner Figur rumdoktern? Mein Gott, wie ich mich früher dauernd ins Fitnessstudio zu irgendwelchen Kursen gequält habe, die absolut keinen Spaß gemacht haben! Bodypump, Bodycombat, Bauch-Express – wenn man mich fragt, sollte man lieber ein gutes Buch lesen, anstatt irgendwelche Hanteln zu stemmen. Ich weiß noch, dass ich mich sogar einmal wagemutig in die Zumba-Klasse begeben habe. »Ein Tanz-Fitnessprogramm zu heißer lateinamerikanischer Musik«, hieß es in der Beschreibung des Kurses. Die Teilnehmerinnen sahen allerdings eher aus wie pummelige Hausfrauen, die nachmittags die Unterhosen ihrer Männer in die Waschmaschine stopften, während sie gleichzeitig für drittklassige Sexhotlines in den Hörer stöhnten. Das war nichts für mich. Außerdem habe ich mir beim etwas zu stürmischen Schütteln meines Brustkorbs die Schulter gezerrt. Seitdem bin ich nie wieder hingegangen. Ich erinnere mich auch noch daran, dass der Bodystep-Kurs ein regelrecht traumatisches Erlebnis für mich war. Ein kleiner Mensch, der mich an Rumpelstilzchen erinnerte, hopste vorne auf der Bühne im Affenzahn auf seinem Stepper auf und ab, während er Fitnessparolen ins Mikro brüllte. Ich war heilfroh, dass ich einen Kreislaufzusammenbruch herauszögern konnte, bis das Training vorbei war. Empfehlenswert fand ich hingegen immer den Po-pur-Express. Nicht zuletzt, weil ein schnuckeliger Afrikaner ihn geleitet hat, der sein Gesäß zur Veranschaulichung in verschiedenen Stellungen präsentiert hat. Aber den Kurs haben sie

abgeschafft und durch irgendein schweißtreibendes Kardiotraining ersetzt, das Super-Bang-Boom-Extrem-Workout oder so hieß. Nein, den ganzen Fitnesswahn mache ich heute nicht mehr mit. Stattdessen habe ich beschlossen, mit meinem Körper zufrieden zu sein. So wie er ist. In meinen Augen sollten wir Frauen einfach aufhören, uns so krass verrückt zu machen. Produkte mit der Aufschrift »Weniger süß« gehörten zwangsweise aus jedem weiblichen Haushalt verbannt und Fernsehformate, die Fünfzehnjährigen eintrichtern, dass sie zu dick sind, wenn sie nicht in Größe zweiunddreißig passen, komplett verboten. Mal ehrlich: Wenn die Mädels bei Germany's Next Topmodel im Halbkreis vor der Jury stehen, sieht das doch aus, als würde gerade eine Selbsthilfegruppe für somatoforme Störungen stattfinden.

Ich bewege mich nur noch, wenn es mir Spaß macht. Mittlerweile gehe ich zum Beispiel jeden Freitag zum Pilates, obwohl mein erster Besuch im »Schnupperkurs für Neugierige« einen recht befremdlichen Eindruck auf mich gemacht hat. »Anus anspannen!«, »Powerhaus aktivieren!«, »Vagina einziehen!«, waren Anweisungen, denen ich anfangs misstraute. Zumal ich bei den meisten Übungen aussah wie ein Kranich beim Pinkeln. Aber nach dem Training fühlte ich mich, als sei mein ganzer Körper einmal durchgeknetet worden, und das war echt super.

Ein lautes Hupen holt mich in die Gegenwart zurück. Wahrscheinlich ist mein Taxi da. Juhu! Yes! Ich werde diesen Abend nicht mehr alleine zu Hause verbringen! Ich werde Spaß haben und Rainer so gut es geht vergessen. Wenn er nur wüsste, dass ich ohne ihn abends etwas unternehme. Ob ich schnell eine Facebook-Statusnachricht

posten soll, die »Ich geh jetzt feiern« oder so lautet? Aber das kommt mir irgendwie kindisch und albern vor. Außerdem muss ich mich jetzt beeilen. Vielleicht mache ich das später noch, wenn ich was getrunken habe. Schnell ziehe ich mir meine Schuhe an, schnappe mir meine Handtasche, laufe noch mal ins Schlafzimmer und rufe ein möglichst liebevolles: »Tschüss Pirmin!«, in Richtung des Terrariums. Schließlich habe ich es meiner Schildkröte zu verdanken, dass dieser Abend eine glückliche Wendung genommen hat.

»Wohin soll denn die Reise gehen?«, fragt der Taxifahrer, nachdem ich eingestiegen bin.

»Einmal zum Olivaer Platz, bitte!«, dirigiere ich.

»Ist da eine Party?«, will er wissen, und ich befürchte, dass er versucht, mir ein Gespräch an die Backe zu kleben. Normalerweise habe ich nichts gegen ein kleines Schwätzchen, aber der Typ ist mir unsympathisch. Das Taxi müffelt, und auf dem Handschuhfach befindet sich ein Aufkleber mit dem Spruch: »Mann mit Grill sucht Frau mit Kohle«.

»Nee, da ist eine Bar«, sage ich und gucke aus dem Fenster. Hoffentlich lässt der Kerl mich jetzt in Ruhe. Der Taxifahrer scheint meine Körpersprache richtig zu deuten und dreht das Radio ein bisschen lauter.

Auf der Fahrt holen mich meine Grübeleien wieder ein. Rainer ist so ein Arschloch. Vielleicht sollte ich mich glücklich schätzen, dass er nicht anruft. So erlebe ich wenigstens keine negativen Überraschungen mehr. Ich erinnere mich nämlich daran, dass er mich tatsächlich einmal angerufen hat, um mir mitzuteilen, dass er sich tags darauf mit seiner Ex-Freundin treffen wird. Zu zweit, im Park, zum

Picknick. Ich bin geplatzt vor Eifersucht und war kurz davor, sämtlichen Proviant, den er für diesen Tag eingekauft hat, einfach aufzuessen. Sollte er doch sehen, was er seiner blöden Lara auf seiner blöden Picknickdecke zum Knabbern anbietet. Da er sich aber wahrscheinlich trotzdem mit ihr getroffen hätte, habe ich es gelassen und stattdessen einige Regentänze aufgeführt (es gibt da einige Choreografien zum Mitmachen auf YouTube), um den beiden wenigstens das Wetter zu vermiesen. Aber irgendetwas scheine ich dabei falsch gemacht zu haben, denn es wurde ein schöner Sommertag, zumindest für Rainer und Lara, mir ging es beschissen.

Das Taxi hält an einer Ampel, und ich sehe ein verliebtes Pärchen knutschend an einer Laterne stehen. Die beiden sind vielleicht gerade mal achtzehn. Ich beobachte, wie er seine Hand langsam und unauffällig unter ihr T-Shirt schiebt. Sie hält seinen Arm behutsam fest, als würde sie ihm zu verstehen geben wollen: »Nicht hier. Nicht jetzt.« Ob sie weiß, worauf sie sich da einlässt? Ob er der Richtige für sie ist? Am liebsten würde ich aussteigen und sie darüber aufklären, dass Männer nur hinterlistige Aufschneider sind und ihr wahres Gesicht erst nach und nach zeigen. Ich würde mich sicher anhören wie eine verbitterte alte Schachtel, aber: Alle Männer, mit denen ich eine Beziehung hatte, haben am Anfang zumindest Dinge gesagt wie: »Der Mann, der dich zur Freundin hat, muss ein echter Glückspilz sein!« Doch sobald sie dieser Glückspilz waren, wurden sie selbst zum giftigen Fliegenpilz oder zur einfältigen Morchel.

»Wo soll ich dich denn genau rauslassen am Olivaer Platz?«, fragt der Taxifahrer und dreht das Radio wieder leiser.

»Ähm, am besten da an der Ecke bei Starbucks«, antworte ich.

»In welche Bar geht's denn genau?«

Der Typ lässt wohl nicht locker.

»Ins KLO.«

»Ach, das kenne ich. Ist so ein Touristenschuppen. Toilettenkneipe nennen die sich, weil man da auf Klodeckeln sitzt oder so. Na meins wär's ja nicht. Hab gehört, da gibt's Bier in Urinflaschen.«

Ich schüttelte innerlich den Kopf über die Sensationsgierigkeit der Berlin-Besucher. Eigentlich schafft man es hier ganz gut, sich von dem ganzen Touristenzirkus fernzuhalten, und deshalb liebe ich diese Stadt, auch wenn sie dämliche Erlebnisbars hat.

Während andere in meinem Alter schon längst ein Jahr nach Australien gegangen sind, um Koalas großzuziehen oder um in Südamerika Kindern Englisch beizubringen, habe ich Berlin immer die Treue gehalten. Ich habe die milden Sommer und die arschkalten Winter durchgehalten, mich nicht über die zahlreichen Baustellen beschwert oder über die BVG. Ich habe das Chaos der S-Bahn milde lächelnd mitgemacht und die Eröffnungsverschiebung des internationalen Flughafens mit Stärke verkraftet. Ich akzeptiere stoisch die zugezogenen Dorftrottel, die Jacken tragen, auf denen »Hauptstadttrocken« steht, und ich atme die Luft in Berliner U-Bahnhöfen ein, als handele es sich um eine erfrischende Ostseebrise. Ich bleibe in Berlin, weil ich diese Stadt liebe. Zumindest rede ich mir das gerne ein. Eigentlich habe ich nur richtig großen Schiss, mal rauszukommen. Ich hab solche Angst, es könnte dann etwas Schlimmes passieren, sich in der Zwischenzeit in Berlin

etwas verändern. Deshalb habe ich ein ziemlich peinliches Geheimnis, das nur meine Familie, Friederike und Paul kennen: Ich war noch niemals im Ausland. Wirklich *noch nie*. Und ich bin sechsundzwanzig, ja, das ist die bittere Wahrheit. Einmal bin ich mit Friederike zu ihren Eltern nach München geflogen, weil sie mich dazu überredet hat. Sie hat darauf bestanden, dass ich wenigstens mal ein Flugzeug von innen sehe. Ich fand den Flug einfach schrecklich. Mir doch egal, was irgendwelche Unfallstatistiken sagen, ich fahre trotzdem lieber mit dem Zug oder dem Auto. Nach dem Abi hatte ich mal geplant, mit ein paar Freundinnen für zehn Tage nach Tunesien zu reisen. Ich hatte das Ticket schon gebucht und mir einen Reisepass ausstellen lassen, aber als ich dabei war, meinen Koffer zu packen, ist mir ganz schlecht geworden, und ich habe den Trip abgesagt.

Ach, in meiner Vorstellung wäre es schön, mal woanders zu wohnen, aber ich traue mich einfach nicht umzuziehen, noch nicht mal in eine andere deutsche Stadt. Was wäre mit meinen Freunden? Was wäre mit meiner Familie? Was wäre mit einem guten Döner bei Mustafas Gemüsekebab? Den Gedanken, alleine in der Fremde zu sein, finde ich schon irgendwie spannend, aber den Schritt zu machen und mein Leben umzukrempeln, daran scheitere ich.

»Nesthocker«, sagt Oma Hedda zu mir, wenn ich ihr von diesem Problem erzähle, und betont mal wieder, dass sie ganz allein in den Westen gekommen ist. Friederike, die sich für wahnsinnig frankophil hält, weil ihr Urgroßvater aus Frankreich kam, hat mich aufgrund meiner Sesshaftigkeit »Chouette« getauft. Da mein Französisch sich auf den Satz: »C'est bon, c'est bon, Géraumont, Géraumont!«,

beschränkt, musste Friederike mir erklären, dass »Chouette« auf Französisch Eule heißt, und sie meint, dass dieser Name einwandfrei zu mir passt. Das Eulenküken sitzt zuerst ewig im Nest und hockt danach auf dem Ast, bis es sich endlich traut zu fliegen. Zumindest wünscht Friederike sich das so sehr für mich.

»Ehrlich Chouette, du verpasst etwas, wenn du nicht mal woanders lebst«, sagt sie oft zu mir, und ich weiß, dass sie damit darauf anspielt, dass sie selbst in Paris und San Francisco gewohnt hat. Ich weiß auch, dass sie recht hat und es gut mit mir meint, aber ich kann das einfach nicht. Mein Vater hat mir auch schon vorgeschlagen, dass wir mal zusammen Griechenland besuchen könnten, aber da er selbst nicht sonderlich heimatverbunden ist und wir keine Verwandten mehr dort haben, ist aus dieser Idee nie etwas geworden. Letztendlich bin ich froh, dass die Auswahl meines Spitznamens so glimpflich verlaufen ist, nachdem ich neulich gelesen habe, dass auch die Seescheide kein großer Freund von Ortswechselln ist.

»Das macht acht achtzig«, sagt der Taxifahrer und hält vor Starbucks an.

Ich drücke ihm einen Zehn-Euro-Schein in die Hand.

»Stimmt so«.

Dann bedanke ich mich bei ihm und steige aus. Wenig später betrete ich das KLO, und das Schicksal nimmt seinen Lauf...

Empörend, würde Oma Hedda das Ambiente wohl nennen. Von der Decke baumeln Klobürsten, und an den Wänden hängen Karten mit Sprüchen darauf wie »Auf Klos geht's los«.

Ich entdecke Friederike in der Mitte des Ladens. Sie sitzt mit ihrem Freund Sven in einer größeren Gruppe um einen runden Tisch herum. Vor ihr stehen zwei leere Cocktailgläser, und ein volles Glas hält sie in der Hand.

»Hallöchen«, flöte ich in die Tischrunde.

Ich bin immer wieder erstaunt, wie schamlos ich meine schlechte Laune überspielen kann. Ich mache hier den Eindruck, als sei ich eine richtige Frohnatur, und lächle, als wäre ich bester Stimmung. Meine schlimmste Befürchtung ist jedoch, dass jeden Augenblick einer von den Anwesenden aufsteht, sein Glas auf den Tisch knallt, mir fest in die Augen sieht und ruft: »Jetzt hör doch auf mit dem Quatsch!« Aber alle scheinen mir mein Lächeln abzukaufen. Nur von Sven kassiere ich einen skeptischen Blick, wahrscheinlich hat Friederike ihn über die Rainer-Anruf-Problematik aufgeklärt.

»Ich kann nicht glauben, dass du dir dieses schreckliche Kleid wirklich gekauft hast«, sagt Friederike, als ich mich neben sie setze.

»Ich finde es schön!«, verteidige ich mich und sehe noch einmal an meinem in hellen Brauntönen gehaltenen Blümchenkleid hinunter. Ich bin es schon gewohnt, dass Friederike immer raushängen lassen muss, dass sie einen besseren Modegeschmack als ich hat. Oder – im Gegensatz zu mir – überhaupt einen.

»Meine Oma hat eine Tapete mit dem Muster«, stellt Sven fest, sieht dabei aber so aus, als würde er seinen Kommentar gar nicht böse meinen.

Dann ist das Thema zum Glück gegessen, und Friederike stellt mich den anderen Leuten am Tisch vor, die alle Arbeitskollegen von Sven sind und von denen einer einen

Groupon-Deal für diese Kneipe gekauft hat und deshalb unbedingt hierherwollte. Alle sind schon ziemlich blau, und weil es nichts Schlimmeres gibt, als ein nüchternes Dasein unter Betrunkenen zu fristen, bestelle ich mir zügig mein erstes Getränk.

Es ist widerlich, was im KLO alles serviert wird. Neben den Urinflaschen, die mit Bier gefüllt sind, gibt es roten Apfellikör aus Spritzen und kleine Snacks in Nachttöpfen. Das Konzept dieser Bar ist wirklich nicht nach meinem Geschmack – Guacamole aus dem Kackpott? Ich bin eher mäßig begeistert. Wenigstens entpuppt sich unsere Tischrunde als ganz lustiger Haufen. Thomas, Svens Schreib-tischnachbar im Büro, unterhält die Runde mit Anekdoten aus seiner Zeit als Aushilfskraft bei H&M. Er beschreibt eindrücklich die Unfähigkeit der Kunden, das Wort »Sale« englisch auszusprechen und Kleidungsstücke zu beschreiben, die sie im Onlineshop gesehen haben. Den Vogel schoss eine Kundin ab, die eines Tages in den Laden marschierte und sagte: »Ich suche ein Kleid, das sieht aus wie ein See.« Thomas weiß bis heute nicht, was die Kundin da im Internet gesehen hat.

Ich fühle mich schon etwas besser als vorhin und danke Pirmin im Geiste, dass er so ein gutes Orakel war. Bald lache ich so ausgelassen, als säße ich auf der Dachterrasse eines Fünf-Sterne-Hotels und nicht in einer Erlebnisbar in Wilmersdorf.

Dann sehe ich ihn. Er steht neben einer antiken Toilettenschüssel an der Bar, unter dekorativ an der Decke befestigten Saugglocken, mit denen man normalerweise den WC-Abfluss reinigt. Die Kluft zwischen meiner Walt-Disney-Fantasie und der Realität hätte nicht größer sein

können. Er ist groß und hat breite Schultern. Sein Teint ist etwas dunkler, und wenn er mit dem Barkeeper redet, zeigt er ab und zu sein Lächeln. Seine zwei kleinen Grübchen kann ich dabei selbst von unserem Tisch aus erkennen. Lässig sieht er aus. Er trägt eine Jeans, ein T-Shirt und dunkelblaue Segelschuhe. Plötzlich habe ich ein hoffnungsvolles Gefühl in mir. Friederike bemerkt meinen Blick, der regungslos auf dem gut aussehenden Typen liegt, und sagt: »Na los, Chouette! Stell dich doch neben ihn an die Bar!«

Ich überlege. Genug Mut habe ich mir bereits ange-trunken, mein Selbstbewusstsein kann am heutigen Abend definitiv eine Stärkung vertragen, und dieser Kerl ist wirklich verdammt süß. Ich stehe auf, falle fast auf die Fresse, weil mein Fuß sich unglücklich im Stuhl verfängt, und stolziere, so gut es geht, weiter auf die Bar zu. Ich stelle mich in etwa einem Meter Entfernung neben mein Zielobjekt und bestelle einen Rum mit Apfelsaft. Es gibt etliche Menschen, die diese Kombination recht pervers finden, aber diese Leute haben keine Ahnung. Rum mit Apfelsaft ist wie Sex auf der Waschmaschine, Käse mit Marmelade oder ein Stück Kuchen aus der Mikrowelle: ausgefallen, aber irgendwie gut. Dann warte ich darauf, dass der Typ mich anspricht. Ich zupfe an meinem Kleid herum, sehe verstohlen zu ihm hinüber. Er lächelt. Ich gucke schnell wieder weg und versuche ein erfreutes Grinsen zu unterdrücken. Der Barkeeper bringt mein Getränk, ich stecke betont langsam mein Geld ins Portemonnaie, um meinem Auserwählten noch zehn Sekunden länger zu geben. Doch nichts geschieht. Ich greife nach meinem Glas und setze mich enttäuscht in Bewegung, um wieder an den Tisch zu

den anderen zu gehen. Der Traumprinz hatte seine Chance vertan. Schade eigentlich.

»Hi, ich bin Torben«, höre ich da eine Stimme hinter mir sagen.

Ich bleibe stehen und drehe mich mit einem stolzen Lächeln auf den Lippen um. Siegesgewiss, dass sich der Typ nun doch noch dazu entschlossen hat, mich in ein Gespräch zu verwickeln.

»Hi, ich bin Helena«, sage ich.

Erschrocken blicke ich in die Augen eines Mannes, der eben noch *links* von mir am Tresen gestanden hatte. Sein Gesicht sieht ein bisschen aus wie das von Graf Zahl aus der Sesamstraße. Jesus, Maria und Joseph! Warum sind es immer die Freaks, die sich für mich interessieren? Torben trägt einen kleinen runden Ohrring, und aus dem Augenwinkel nehme ich alarmierend wahr, dass er sich sein Handy in einer kleinen Tasche an den Gürtel geschnallt hat. Oh Gott! Aus meinem siegesicheren Lächeln wird ein verkrampftes Grinsen, das wahrscheinlich mehr an ein Zähnefletschen erinnert.

»Darf ich dir ein Kompliment machen? Du hast wirklich wunderschöne Augen.« Torben sieht mich erwartungsvoll an.

Aber was erwartet er? Will er mir als Nächstes sagen, dass meine Eltern Diebe sein müssen, weil sie den Glanz der Sterne geklaut und in meine Augen gelegt haben? Platter geht's ja wohl nicht! Wie soll ich denn jetzt reagieren? Soll ich ihn anlügen und ihm sagen, dass ich die weißen Nähte an seiner schwarzen Mustang Jeans für hochoerotisch halte?

»Danke«, presse ich hervor. »Ich bin mit ein paar Freun-

den hier, und die warten bestimmt schon auf mich. Ich wünsch dir einen schönen Abend.« Schonender hätte ich die Abfuhr nicht formulieren können.

»Hier ist meine Karte, falls du Lust hast, mal einen Kaffee trinken zu gehen«, mutig streckt mir Torben seine Visitenkarte entgegen, und seine Hand zittert dabei leicht. Irgendwie tut er mir leid, und ich nehme die Karte aus seiner Hand.

»Ok, bis dann«, sage ich, nicke und gehe.

Als ich zurück zu unserem Tisch schlendere, drehe ich mich noch einmal suchend um. Doch der süße Typ, der rechts von mir an der Bar gestanden hat, ist längst verschwunden.

Friederike krallt sich lachend die Visitenkarte, die ich mit an den Tisch bringe. Natürlich hatte sie meine Begegnung amüsiert beobachtet.

»Torben Harz, Projektmanager, Digital Identification Solutions«, liest sie vor und rümpft fragend die Nase.

»Scheint ja keine schlechte Partie zu sein«, wirft Sven ein. »Glaube die stellen VISA, ID-Karten, Ausweise und so Zeug her«, erklärt er uns, als er meinen ratlosen Blick sieht.

Ich zucke mit den Schultern und stecke die Karte in mein Portemonnaie, denn ich bringe es nicht übers Herz, sie vor Torbens Augen zu entsorgen. Wir trinken noch etwas weiter, aber der Alkohol zeigt irgendwie keine richtige Wirkung, und meine Stimmung wird nach dem kurzen Hoch langsam wieder schlechter. Ich bin enttäuscht, dass mich der attraktive Kerl an der Bar nicht angesprochen hat. Das bestätigt meine Theorie, dass ich eben keinen besseren Mann abkriegeln werde. Ich muss wieder an Rainer, seine

Schwester und meine miserable Position zwischen den beiden denken. Es ist mittlerweile schon spät geworden, und ich befrage mein iPhone, wann mein Nachtbus abfahren würde. Weil es so laut ist und Friederike neben mir pausenlos »Prost!« ruft, funktioniert die Spracherkennung aber nicht und antwortet mehrere Male: »Ich sehe Mikro nicht in deinem Adressbuch«. Irgendwann klappt es doch, und ich beschließe, mich auf den Weg zu machen.

»Ich gehe jetzt«, sage ich zu Friederike, die sich gerade ihren sechsten Cocktail gönnt.

»Bleib doch noch«, sagt Sven zu mir.

»Chouette is müd«, nuschelt Friederike.

»Genau, meine Liebe. Wir telefonieren morgen!«

Ich drücke beiden einen Kuss auf die Wange, verabschiede mich von der inzwischen kleiner gewordenen Tischrunde und verlasse das KLO.

Es ist noch warm draußen, schließlich ist es schon Ende Juni, aber ich ziehe trotzdem mein rotes Bolerojäckchen über, denn es passt so gut zu meinem Kleid. Zumindest sehe ich das so, Friederike hätte da sicherlich eine andere Meinung. Dann latsche ich zur Bushaltestelle. Eigentlich hätte ich noch zehn Minuten länger im KLO bleiben können, weil mein Bus erst später fährt, aber mir war nicht mehr danach. Ich setze mich auf einen der weißen Plastiksitze, auf den jemand mit schwarzem Edding »Möse« geschrieben hat. Es scheint also Menschen zu geben, denen tatsächlich noch langweiliger ist als mir. Kaum zu glauben. Ich bin wirklich deprimiert von meinem öden Leben. Es passiert weder etwas Beschissenes, noch etwas Schönes, es ist weder richtig leicht noch wirklich schwer. Wäre mein

Leben eine Farbe, wäre es mittelbraun. Und wäre meine Beziehung mit Rainer eine Kneipe, wäre sie das KLO.

Plötzlich erspähe ich den gut aussehenden Typen aus der Bar. Er kommt direkt auf die Bushaltestelle zugelaufen, und ich tue so, als hätte ich ihn nicht bemerkt, bis er sich neben mich setzt. Es ist mitten in der Nacht, die Straßen sind mucksmäuschenstill. Schüchtern versuche ich, mich zu ihm zu drehen, um zu sehen, ob er mich anguckt.

»Weißt du, wann der Bus kommt?«, fragt er mich, und mir gefällt seine tiefe Stimme. Ich finde es süß, dass er mich das fragt, denn es ist offensichtlich, dass er diese Information leicht selbst herausbekommen könnte. Ich kann sein Parfüm riechen. Ein angenehm männlicher Duft, bisschen herb, aber auch ganz leicht süßlich.

»Zwei Uhr dreiundvierzig«, entgegne ich.

»Danke. Ich bin übrigens Jeffrey«, redet er einfach weiter und streckt mir seine Hand entgegen. Jeffrey! Das ist doch mal ein Name. Nicht Torben. Nicht Rainer. Oder Eckbert.

»Schöner Name«, sage ich.

»Ja, mein Vater ist Amerikaner. Ich bin auch froh, dass ich nicht Winfried heiße.« Jeffrey lacht. Seine Grübchen formen sich, und ich könnte dahinschmelzen, wenn ich nicht zu aufgeregt wäre. Dieser Mann sieht nicht nur blendend aus, er ist auch noch halbwegs witzig!

»Ich bin Helena«, antworte ich und schüttele seine Hand.

Ich muss kurz schwärmen. Solche Hände sieht man sonst nur auf Postkarten von Anne Geddes, wenn sie kleine Babys in Schmetterlingskostümen in den Händen halten.

Oder auf Plakaten von United Colors of Benetton oder auf Flyern für den Weltfrieden, auf denen zwei Hände die Weltkugel tragen. Seine Hände sehen so groß, so erfahren aus. Rede ich wirt? Erfahrene Hände? Flyer für den Weltfrieden? Auf jeden Fall will ich, dass diese Hände meinen Kopf streicheln, bevor ich zu Bett gehe, und dass sie sich um meine Schultern legen, wenn ich durch die Straßen laufe. Es gibt jetzt keinen Zweifel mehr. Seine Statur, seine Grübchen, sein Humor, sein Kleidungsstil: Amors Pfeil hat mich getroffen – mitten ins Herz.

»Kommst du aus Berlin?«, erkundigt er sich grinsend.

»Ja, wieso?«, antworte ich irritiert.

»Weil du im KLO warst«, sagt er. »Da gehen sonst nur Touristen rein.«

»Dann hast du mich also an der Bar gesehen?«, frage ich gewagt und bin heilfroh, dass meine Stimme sich nicht vor Nervosität überschlägt.

»Natürlich habe ich dich gesehen. Man kann dich schwer übersehen...«, schmeichelt er mir, und mein Herz macht einen Sprung. War ich tatsächlich bis eben noch schlecht gelaunt? Gerade könnte ich zu »Cotton Eye Joe« den Ententanz hinlegen.

»Danke schön«, sage ich etwas unsicher und werde rot.

»Ich wollte dich vorhin schon ansprechen, aber du saßt mit so vielen Leuten an einem Tisch, und da wollte ich nicht stören«, erklärt er und sieht mich verstohlen von der Seite mit seinen hübschen hellbraunen Augen an, in denen seine großen schwarzen Pupillen so vertrauenserweckend strahlen, dass ich am liebsten in ihnen versinken würde.

»Und, kommst du aus Berlin?«, frage ich schnell, um durch mein dämliches Starren nicht vollkommen geistig

umnachtet zu wirken. »Oder bist du ein Tourist, der mal eine Erlebniskneipe in der Großstadt auskundschaften wollte?« Meine Witze sind auch schon mal besser gewesen.

»Nein, ich war nur im KLO, um auf die Toilette zu gehen. Ich weiß, wie sich das jetzt anhört – aber so war's. Danach hab ich beschlossen, noch kurz ein Bier zu trinken, ich fand die Bar eigentlich ganz lustig. Also kein Tourist. Ich bin in Berlin geboren, aber mir gefällt die Stadt nicht mehr«, sagt er.

»Wieso?«, frage ich und versuche einen verführerischen Blick aufzulegen.

»Ich weiß nicht. Ich glaube, viele Menschen kommen inzwischen hierher, weil sie etwas erwarten. Sie wollen einen Job, einen Studienplatz, einen Tapetenwechsel, die große Liebe oder die große Stadt. Die Menschen laufen durch die Straßen und wollen irgendetwas. Ich glaube, die Leute, die nach Berlin kommen, sind nicht zufrieden, sondern sie wollen es werden.«

Ich muss ein bisschen grinsen. Habe so etwas noch nie jemanden sagen hören und schon gar nicht einen Mann, der dermaßen attraktiv ist. Ob er ein verkappter Philosoph ist? Die sexy Version von Immanuel Kant? Das wär doch genau das Richtige für mich.

»Und Jeffrey, bist du zufrieden?«

Als Jeffrey mir antwortet, rückt er ein Stück näher an mich heran, sodass uns nur noch ein winziger Spalt trennt. Es ist unglaublich. Dieser Mann riecht so gut. Ich kann seine Körperwärme spüren und merke, wie ich eine Gänsehaut kriege. Und das ist nicht nur irgendeine Übertreibung, um zu verdeutlichen, was dieser Mann für eine pri-



Victoria Seifried

Liebe zum Nachtisch

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-41822-6

Heyne

Erscheinungstermin: August 2015

Ist es in der Liebe wie beim Essen – kommt das Beste tatsächlich zum Schluss?

Helena kann es nur hoffen, denn die Beziehung mit ihrem langjährigen Freund Rainer ist in etwa so spannend wie Staubsaugerbeutel zu kaufen. Auch ihr Lebensberater, ihre Schildkröte Pirmin, kann sie nicht dazu bewegen, sich von Rainer zu trennen und ihr Leben in Schwung zu bringen. Doch das ändert sich schlagartig, als sie ihrem Traummann Jeffrey begegnet. Die beiden verbringen eine aufregende Nacht, und Helena ist im siebten Himmel. Doch am nächsten Morgen muss Jeff nach New York fliegen. Für Nesthocker Helena eine unvorstellbare Reise, aber Jeff niemals wieder sehen? No way! Sie packt ihre Koffer und reist ihm nach. Aber wie soll sie ihn nur anhand seines Vornamens aufspüren?

 [Der Titel im Katalog](#)